



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hildebrandt, Kurt: Plato für die Gegenwart

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Plato für die Gegenwart

Von Kurt Hildebrandt



In unseren Tagen einer vielfachen Zersplitterung der Kräfte und Künste, der Übermacht des Wissens und technischen Könnens nimmt eine geistige Forderung immer lebendigere Gestalt an; die nach der Persönlichkeit, nach dem Willen, der nicht nur Werke schafft, sondern das Leben selbst richtet und gestaltet. Dieser so starke, aber oft unbewußte Trieb offenbart sich auch in vielen Fehlern und auf Abwegen. Es ließe sich viel darüber sagen und klagen, wie die nach Bildung Suchenden in kleinen biographischen Beziehungen, in Briefsammlungen und moralistischen Erwägungen sich verirren und des vollendeten Kunstwerks in seiner eigenen Bestimmtheit, seiner abgegrenzten Lebensfähigkeit nicht gewahr werden.

Diese Fehler können aber nicht darüber täuschen, daß auf dem Verlangen nach einer großen, vorbildlichen Persönlichkeit heute die Hoffnung unserer geistigen Bestrebungen allein beruht. Glücklicherweise brauchen wir uns nicht mit der Beredung von etwa noch ganz gestaltlosen Trieben zu begnügen, sondern dürfen auf ein höchst umfangreiches Werk verweisen, dessen greifbare Gestalt jenem Verlangen entsprossen ist. Ich spreche von dem Studium, das der Person Goethes gewidmet ist. Kein Zweifel, eine Menge von rein wissenschaftlicher Fromarbeit, selbst von kleinlichen Untersuchungen und falsch gerichteten Bemühungen ist in dieses Studium aufgegangen; aber auch die sehnsüchtigste Gewalt, die die einzige Gestalt wieder ins Leben ziehen wollte, erstarb nicht. Nur auf die Sammlung ‚Goethe im Gespräch‘ sei verwiesen, um daran zu erinnern, daß es heute Philologen gibt, die mit kluger Auswahl des herbeigeschleppten Stoffes den geistigen Kern, den Dämon, vor uns hinzustellen wissen. Man muß dies aus vielen verborgenen Trieben und Kräften gesprossene Werk aus der Ferne überblicken, um zu erkennen, daß hier der ungeheure geistige Reichtum, der in eine einzige menschliche Form zusammengefaßt wurde, sich uns in einer Weise enthüllte, wie es in der Geschichte unerhört war. Ein titanisches Vorbild stieg vor dem reinen Auge des Beschauenden auf, eine wundervolle Gestaltwerdung der Idee des Menschen. Der nachgeborenen Menschheit aber bleibt, wenn sie nicht ewig den Namen der Epigonen tragen will, keine andere Aufgabe, als sich von den Büchern zum Leben zu kehren, mit anderen Worten ein Ingenium zu suchen, das die geistige Herrschaft Goethes beerben darf, um dann dem Lebenden zu dienen.

Es würde vergeblich sein, unter den Vergangenen eine Persönlichkeit zu suchen, die den Strebenden und Forschenden eine solche Fülle bieten könnte wie Goethe. Aber der Wunsch ist nicht unberechtigt, auch in einer viel ferneren Zeit, z. B. der hellenischen, nach einer vorbildlichen Persönlichkeit zu suchen, die nicht wie Goethe durch tausend persönliche Fäden mit uns verknüpft ist, sondern uns in reinlicher Begrenzung erscheint. Ein zweiter Grund wirkt mit: Die

hellenische Kulturentwicklung ist durch ihren viel größeren Abstand von uns so viel leichter in ein einheitliches Bild zu fassen als die komplizierte und ausgebreitete folgende Entwicklung Europas, daß man es immer wieder wie eine Notwendigkeit empfindet, zu dem einfachen Paradigma der hellenischen Antike zurückzukehren. Nur ein Genius kann hier in Betracht kommen, der in dem Knotenpunkt hellenischer Bildung, welcher der Goetheschen Zeit bei uns entspricht, die so widerstrebenden Kräfte seiner Zeit wie Goethe in sich zusammenfaßt und nach allen Seiten wieder ausstrahlt. Dieser Riese im Aufnehmen wie im Beleben ist Plato.

Es darf gesagt werden, daß das Bild Platons, wie es heute in weiteren Kreisen lebt, so verflaut und entstellt wie nur denkbar ist. Er gilt als der weltfremde Träumer, dessen Träume ganz schön, aber nicht zu großer Wirkung auf die Menschen bestimmt waren. Daher versteht man heute im Alltags-Deutsch unter platonischer Liebe eine mattherzige, verblasene Sympathie und faßt im übertragenen Sinne unter diesen Begriff jedes untätige Interesse, jede Anteilnahme zusammen, die sich in schönen Theorien verschwendet, aber nicht des geringsten Opfers fähig ist. Wenn man die platonische Liebe dergestalt verwässert, so deutet man sonderbarerweise den platonischen Gros in einer so plumpen, materiellen Weise, daß wir gar nicht davon reden mögen. Hier kann nicht nachgewiesen werden, daß hohe Werte damit entwertet sind; denn es erfordert ein langes Versenken in Platons Schriften und in das Wachstum geistigen Lebens überhaupt, um hier vom Kern der Dinge etwas zu sehen, und es würde der Ehrfurcht vor dieser Aufgabe nicht entsprechen, wenn man sie so im Vorbeigehen berühren wollte. Da sich aber doch die Frage aufdrängt, ob denn nicht die berufenen Gelehrten auch den weiteren Kreisen das Bild Platons vermitteln, so sei diese Frage mit wenigen Worten gestreift.

Paters Buch, im einzelnen voller Schönheit, kann heute doch nicht mehr als genügend gelten. Nietzsche hat aphoristisch glänzendes Lob und harten Tadel gemischt; seine Kenntnis war wohl nicht vollkommen. In Erwin Rohdes Psyche ist ein nicht genug zu rühmendes Kapitel über Plato, aber es behandelt natürlich nur ein begrenztes Thema. Windelbands Fähigkeit liegt mehr im Verfolgen der philosophischen Gewebe; die Darstellung einer gewaltigen Persönlichkeit liegt ihm viel ferner als die Entwicklung rein gedanklicher Probleme. Daher ist sein Plato bei Frommanns Klassikern eine recht brauchbare Einführung in die gedankliche Materie, aber kein sehr lebendiges Bild. Was Wilamowitz in der „Kultur der Gegenwart“ gegeben hat, ist ganz verwerflich. Gerade was uns Plato zu einer neben Goethe einzigartigen Gestalt gemacht, die reiche und komplizierte Entfaltung des Geistes und der Seele, die trotz der tiefsten inneren Gegensätze als Harmonie empfunden wird, zerstört Wilamowitz gewaltsam, um den Priester und Künstler in die Form eines Wissenschaftlers zu pressen, wie sie oft existierten und existieren werden.

Einer besonderen Erwähnung bedarf der „Platon“ von Constantin Ritter (München bei C. S. Beck), dessen erster Band kürzlich erschien. Ritter

hat in selbstloser Arbeit aus den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft über Plato das zusammengefaßt, was für den Laien wichtig ist. Den ersten Teil bildet die Biographie. Bei der relativ dürftigen Überlieferung ist es ja unmöglich, eine klare und vollständige Lebensdarstellung zu geben, deswegen verfuhr Ritter durchaus zweckmäßig, als er nicht einfach darstellte, sondern auch die verschiedenen Möglichkeiten erwog und die Glaubwürdigkeit der Berichte kritisierte. Auch aus den wichtigen Dokumenten der Platonischen Briefe übernahm er einen Teil als echt. Der zweite Teil besteht in kritischen Voruntersuchungen, besonders über die chronologische Reihenfolge der Werke. Ritter, der selbst an der Sprachkritik entscheidend mitgearbeitet, berichtet hier vergleichend über deren Erfolge. Von besonderem Interesse ist, daß er den Phaidros auf Grund der Sprachkritik nach dem Symposion ansetzt; inhaltlich liegen hier doch so große Bedenken vor, daß andere Sprachkritiker sich gegen diese Konsequenz sträubten. Der dritte Teil beginnt die ausführliche Inhaltsangabe der Werke, denen erläuternde Bemerkungen und ein Kapitel über Ethik und Ideenlehre eingefügt sind. Die einfache und klare Darstellung und die überall durchdringende Verehrung der großen Meister sind durchaus sympathisch. Das Werk ist für alle, die in das Studium der Platonischen Schriften eingeführt werden wollen, das gewiesene Hilfsmittel. Auch für den, der ohne eigenes Studium eine Übersicht über die Platonische Gedankenwelt erwerben will, sind die objektiven Inhaltsangaben genügend. Den Anspruch, die Tiefen der Persönlichkeit und der Philosophie zu erschöpfen, wird der Verfasser wohl nicht erheben; nach dieser Richtung sind die vorher genannten Werke noch nicht überflüssig geworden. Ritters Werk bedeutet eine mußbare Arbeit und eine Vorstufe; das Ziel liegt immer noch in der Ferne.

Heute gibt es einen Kreis von Gebildeten, der fähig ist, die platonische Welt sich einzugliedern, nicht aus archäologischem oder schulmäßig philosophischem Interesse, sondern im unmittelbaren Triebe eigenen geistigen Wachstums. Es wäre also, um dies Wachstum anzuregen und zu fördern, eine Auswahl neuer Plato-Übersetzungen sehr erwünscht. Denn das ist die eine Forderung: Der größte Hellene muß selbst zum Lesenden reden; der wird dann bald empfinden, daß dieser Plato ein anderer ist als der, welcher so gemeinhin im Bewußtsein der Gebildeten lebt. Die andere Forderung ist die, daß sein Werk in eine Form gebracht wird, die auch dem Ungelehrten als einheitliche, wirkende und lebendige Erscheinung faßlich ist. In diesem Punkte ist das Mißverständnis am bedrohlichsten! Eine lebendige und wirkende Erscheinung, das heißt, wir dürfen ihn nicht dem Wuste heutiger Banalitäten angleichen; wir dürfen seine Härten nicht mildern, seine Leidenschaften nicht moralistisch umdeuten, den Wein seiner Lust nicht verwässern. Es steht uns nicht an, ihn nach unserem Maße zu messen oder gar entschuldigen zu wollen. Wir müssen seinem Dämon nachspüren, um der Dinge willen, die uns noch fehlen, nicht um deretwillen, die wir schon erworben. Irrtümer der Wissenschaft werden von der Wissenschaft

selbst korrigiert, aber eine Aufgabe, wie diese, trägt eine schwere Verantwortung für Kunst und Leben in sich.

Wie weit die bei Diederichs erschienene Auswahl den Anforderungen genügt, soll hier besprochen werden. Die äußere Form ist dem Ziele angemessen. In der Ausschaltung des wissenschaftlichen Wesens ist man wohl darin etwas weit gegangen, daß man auch die Kapitelzahl nicht angab; es liegt kein Grund vor, den Lesern, die dazu fähig sind, die Vergleichung mit dem Urtext zu erschweren. Das Entscheidende ist natürlich die Persönlichkeit des Übersetzers und man kann sagen, daß die Wahl, die auf Kafzner fiel, eine glückliche war; denn in ihm verband sich die Absicht, das komplizierte Bild zu vereinfachen, mit dem starken Triebe, die mystischen Tiefen auszuschöpfen. Zweifellos sind in Schleiermachers Übersetzungen die feinsten Gedankengeflechte genauer und mit höherem philosophischem Verstande wiedergegeben, aber die philosophische Lehre erschöpft den Inhalt der Dialoge nicht. Man überdenke einmal das Kunstwerk des Phaidros, um es in einheitlichem Bilde vor sich zu sehen. Dann nimmt man voll Bewunderung wahr, mit wie vielen künstlerischen Mitteln Plato wirkt und daß noch ganz andere Dinge erfaßt werden müssen als logische Gedankenketten.

Phaidros wandelt z. B. gegen Mittag vor den Mauern Athens, die kürzlich gehörte Rede des berühmten Lysias memorierend. Da kommt Sokrates. Dem sehr jugendlichen Phaidros fehlt noch jedes Augenmaß für menschliche Größe; er will also dem Sokrates-Plato des Lysias Rede auffagen, indem er sich stellt, als ob er sie nur vom Hören im Gedächtnis behalten habe. Aber Sokrates durchschaut seine geheimsten Regungen und er zwingt ihn mit entzückendem Spott, das Manuskript hervorzuziehen, das er unter dem Mantel verborgen hält. Es ist sehr heiß geworden und sie lagern sich im Schatten einer sehr hohen Platane, die Füße in dem heiteren und durchsichtigen Bach; ein Ort, wie die Mädchen ihn suchen, wenn sie am Ufer spielen wollen. Da werden die Fabelwesen um sie herum lebendig; Sokrates tut mit leichter Handbewegung die Aufklärer ab, die mit unzierlicher Weisheit die Zeit vergeuden. Er parodiert die Rede des Lysias, die Phaidros verlesen hat. Aber der merkt nichts, er ist noch in den dünnen Gedankenketten des Lysias gefangen. Er versteht noch nicht den Gesang der Zikaden, die in der Mittagsschwüle singen; der Zikaden, die früher Menschen waren, und als sie den Gesang der Musen gehört hatten, immer nur sangen und Speise und Trank vergaßen; darum verwandelten sie die Götter. Phaidros verteidigt vielmehr noch die gemeine Nützlichkeitslehre des Lysias. Sokrates muß ihm erst Herz und Sinn öffnen. Ihn ergreift die Lust des Pan und der Nymphen, an eros und Aphrodite richtet er Gebete, er preist den heiligen Wahnsinn und offenbart die heilige Schau der Seelenwanderung und der ewigen Schönheit. So reinigt er das Herz des Schülers, dann pflanzt er seine eigene Lehre darein. Er verwirft die Literatur und gibt ein Bild der lebendigen Wirksamkeit des wahren Philosophen . . . Die Mittagsluft hat sich schon abgekühlt und ehe sich Meister und Schüler zum Gehen wenden, betet Sokrates: „Geliebter Pan und

ihr anderen Götter hier um uns, gebt mir, daß ich schön werde in der Seele, und daß alles, was mir zukommt, zu meiner Seele freundlich strebe! Gebt mir, daß ich den Weisen für reich halte und vom Golde sei mir stets nur so viel, als der Mäßige bedarf.“

Eine solche Überschau muß jeden lehren, daß in den Dialogen der bildhafte Vorgang keine Ausschmückung des Gedankenganges ist, sondern vieles schön und eindringlich sagt, was in der belehrenden Rede nicht gesagt werden kann; es wäre barbarisch, die abstrakte Lehrschrift den Dialogen vorzuziehen. Raffners Vorzug besteht nun darin, daß er uns das Erfassen des Gesamtbildes erleichtert. Indem er sich in den psychischen Vorgang des Gespräches einfühlt, kann er aus diesem Gefühl auch dem Sprechenden eine lebendige Gebärde verleihen, während Schleiermacher, allzu gewissenhaft an das Wort sich bindend, den scherzhaften Ton nicht trifft und den Vorgang durch schwerfällige und schleppende Sätze hemmt.

Die Kunst, die hier im Phaidros schon stark ist, entfaltet und vollendet sich im Gastmahl. Da mögen Ästhetiker die Köpfe schütteln, fragen, ob diese Vermischung von Poesie und Prosa erlaubt sei, ob das nicht die Stilllosigkeit des Verfalles sei. Die geistig-lebendige Form steht da, fortwirkend durch alle Zeiten. Nur die größten Menschen leben in dieser zauberischen Atmosphäre, die die scheinbar kleinen und „privaten“ Ereignisse ihres Lebenskreises zu großen, ewigen Vorbildern prägt. Diese Freunde des Sokrates-Plato, treten sie nicht auf mit der Gebärde, als wüßten sie, daß ihre Scherze, ihre Lust Momen als Vorbild dienen sollten? Als sei es ihnen nicht genug, wenn ihre Namen im Frühling neuer Kultur gefeiert würden, und nach Jahrtausenden ein glühender Maler im Bilde ihres Festes ein sehnüchtliges Bekenntnis sichtbar machte? Als verlangten sie, daß spät, wenn die entlehnten Güter des Geistes zerfielen, ihre Lebensform wieder gelebt werden sollte, Freunde sich bekränzen sollten, ihre Feste wieder feiern und in der Freude des Seins aus dem Ringe, den Freundschaft schließt, wieder eine neue Idee der Schönheit sich ablösen und erheben sollte?

Auch hier ist anzuerkennen, daß Raffner das lebendige Bild der Feier gibt. Er läßt die Töne klingen, die von übermütiger Lust zur weihewollen Sprache mystischer Liebe führen. Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß er zuweilen zu sehr in seiner eigenen Redeweise schwimmt und das Vorbild vergift. Es ist beispielsweise unerlaubte Willkür, daimon mit „Dämon und Heiland“ und entsprechend daimonion mit „dämonisch und heilend“ zu übersetzen (Kap. 23).

Aber es ist noch etwas anderes. Man kann das platonische Griechisch nicht lesen, ohne zu wünschen, diese den Dingen und dem Denken verwandtere Sprache unserem Deutsch nutzbar zu machen. Ja im Grunde muß dies das Ziel jeder Übersetzung sein, unsere Sprache — nicht durch Nachahmung, sondern durch Vergleich — zu bereichern. Das hat Raffner kaum versucht. Die anderen Freunde haben z. B. viel von Groß und feinen Gaben geredet. Zuletzt vor Sokrates kommt Agathon an die Reihe, der Dichter, der schöne Jüngling, den Sokrates, wie die Freunde scherzen, seiner Schönheit wegen liebt. Er als Erster

versucht im poetischen Bilde, in hymnischer Begeisterung zu sagen, wie er den Gros in sich fühlt. Kafner hat hier offenbar den hymnischen Ton überhört, der Agathons Rede aus dem ganzen Werke heraushebt. Gerade darauf beruht ja der Spott des Sokrates, dann die Steigerung, daß er sagt: Die Schönheit der Rede war bewundernswert, das Bild des Gros aber falsch. Darum darf gerade hier der Übersetzer nicht prosaisch verdeutschen, sondern muß den Ton halten.

Der Schluß klingt bei Kafner so: „So nimmt uns denn Gros alles Fremde und gibt uns alles Eigene wieder; wo wir uns alle finden, dorthin führt Gros die Wege, er ist der Herold und führt die Festzüge und Chöre und uns, wenn wir zu den Opfern schreiten. Gros reiht alles Wilde aus und macht uns sanft; er schenkt uns den guten Willen und raubt den Herzen allen Streit; Gros ist gnädig, ihn schauen die Weisen und lieben die Götter; er ist der Neid der Unglücklichen und der Schatz aller, die sich ins Glück geteilt. Gros ist der Schöpfer aller Zärtlichkeit, Äppigkeit, Anmut und Sehnsucht des Menschen, er kennt alles Gute und zieht vom Bösen weg. In allen Stücken, in jeder Furcht und jedem Begehren, im Worte — da weiß er sicher zu lenken, da ist Gros die Hilfe und der Retter. Gros ist die Ordnung unter den Göttern und Menschen, der herrlichste und tapferste Held, und ihm müssen die Menschen folgen, und alle müssen in den Gesang stimmen, den er, Götter- und Menschenfinn bezaubernd, singt.“ — Diese salopp aneinander gereihten kurzen Sätze sind im Original ein einziger Satz von großer Architektur. Der Sinn ist so ungefähr, wenn auch sehr frei, wiedergegeben, von der Form nichts. Nun besteht ja allerdings der Aberglaube, daß man im Deutschen keine langen Sätze bauen dürfe, aber auch von den schönen Gleichklängen bringt Kafner nichts und läßt — was mir ganz unbegreiflich ist — den starken, wirksamen Parallelismus (in der obigen Übersetzung von der vierten Zeile ab) ganz unbeachtet:

πράοττα μὲν ποριζων, ἀγριόττα δ' ἐχοριζων
φιλόδοτος εὐμενείας, ἄδοτος δυσμενείας usw.

Was in möglichster Anlehnung an das Original etwa so klingt:

Mildheit verleihend, Wildheit zerstreuend,
Verschwenderisch mit Herzlichkeit, targend mit Herzlosigkeit,
Guldvoll den Guten, geschaut von Weisen, geliebt von Göttern,
Beneidet von Armen, gesucht von Reichen,
Der Fülle, der Feinheit, der Bönne, der Anmut, des Reizes, der Sehnsucht Vater,
Bekümmert für Gute, unbekümmert um Schlechte,
Im Hangen und Bängen, im Sehnen und Sinnen der beste
Leitende und Leitende, Helfende und Helfende usw.

Man sieht, der dithyrambische Schwung wurde bei Kafner zum matten Fließen.

Die Tendenz, zu mildern und zu schwächen, läßt sich in der Rede auch inhaltlich nachweisen. So wird *sophrosyne* mit Enthaltksamkeit übersetzt, was im Zusammenhange offenbar zu asketisch klingt, und *agathá gar* in ganz christlicher und unhellenischer Weise mit „Güte“ anstatt „Güter“.

Preisendanz, der zweite Übersetzer, übersetzt im Geiste Kafners, frei und bisweilen etwas bequem, aber mit Geschmack und Wärme, wenn er auch die Bilder der griechischen Sprache nicht immer ausschöpft.

Anders muß Kiefer beurteilt werden, der Kafners Werk fortsetzte. Die Art, wie er schon früher Plotins Enneaden dem Publikum zubereitete, bewies schon seine mangelhafte Selbsteinschätzung. Zu Platons Persönlichkeit hat er kein Verhältnis; es ist wohl klar, daß für die vorliegende Aufgabe, die Laien zu Plato zu führen, ein bloß wissender Philologe nicht genügt. Wenn ihm „die Gesetze“ unangenehm waren, dann hätte er auf seine Aufgabe verzichten sollen; wer als Lehrer vor ein großes Publikum treten will, darf sich nicht mit einem Wunsche des Verlages entschuldigen. Er entschließt sich mit folgendem Stoßseufzer: „... Das Buch X, das einigermaßen allgemeines Interesse beanspruchen kann, wenn es uns auch den Philosophen in der wenig schönen Stellung eines ziemlich einseitigen Fanatikers zeigt und in seiner fast katholischen Verfolgung aller „Ungläubigen“ geradezu den Geist mittelalterlicher Ketzerrichter atmet.“ — Dreist und falsch! Wer Plato liest, sollte über den Konfessionen stehen. ‚Fast katholisch‘ — da ist ganz katholisch wohl eine Schande? Es ist ja richtig, daß der Katholizismus Plato unendlich viel entnommen hat, aber Plato bedeutet in Hellas nicht, was in unserer Entwicklung der mittelalterliche Katholizismus bedeutet. Seiner Verurteilung des Atheismus in den Gesetzen müßte vielmehr Rousseaus Staatsideal angeglichen werden, welcher in seinem *Contrat social* IV die Ablehnung der Staatsreligion mit Verbannung, das Vergehen trotz des Bekenntnisses mit dem Tode bedroht. Rousseau gehört also auch in Kiefers dunkles Mittelalter. Das Bekenntnis, das Plato in den Gesetzen fordert, ist, wenn man den philosophischen Sinn erfäßt, sehr weitherzig; jeder, der nicht extremer Materialist ist, also heute fast alle Philosophen, könnten sich dazu bekennen.

Zum Timaios gibt Kiefer Plato den gutgemeinten Ratsschlag, er hätte dem Augenschein mehr trauen sollen (Anm. 85). Vielleicht ist Kiefers Scheu vor dem dunklen Mittelalter so groß, daß ihm auch die Entdeckung des Kreislaufs der Erde, die doch dem ‚Augenschein‘ widerspricht, unbekannt geblieben ist. Der Verlag Diederichs hätte Lob verdient, daß er den Timaios, der bei Schleiermacher und späteren Übersetzern fehlt, aufgenommen hat; aber man sieht mit Schmerz dies Werk in diesen Händen.

